

## MEMENTO

Hundert Jahre  
Mascha Kaléko

«Grosstadtqualm statt Maiendüfte / – Frühling über Gross-Berlin! – Süsse, wohlbekannte Düfte / Stammen höchstens von Benzin.» Im Sommer 1930 tauchten in diversen Berliner Zeitungen Gedichte einer



gewissen Mascha Kaléko auf, die das Lebensgefühl der Grosstadt in kessen Bildern ebenso ironisch wie melancholisch in Sprache

zu bannen verstand. «Aber... Sie sind doch noch so schrecklich jung. Sind Sie es wirklich», meinte Monty Jacobs, Chef der «Vossischen», als er sich die Autorin vornöpfte. Und jung war sie tatsächlich auch dann noch, wenn man nicht das von ihr verbreitete, sondern ihr wirkliches, fünf Jahre älteres Geburtsdatum in Betracht zog. Am 7. Juni 1907 in Chranów in West-Galizien geboren, war sie 1918 mit den Eltern als Russin nach Berlin gekommen, hatte eine jüdische Schule besucht, eine Bürolehre gemacht und 1928 den Hebräischlehrer Saul Aaron Kaléko geheiratet. 1933 gab Rowohlts ihre Verse im «Lyrischen Stenogrammheft» gesammelt heraus, aber im selben Jahr begann die Entwicklung, die die Ur-Berliner Poetin 1938 nach langem Widerstreben als Autorin «schädlichen und unerwünschten Schrifttums» ins Exil nach Amerika trieb: mit dem zweijährigen Sohn Evtatar und dem zweiten Mann, dem Musiker Chemjo Vinaver.

«Gewiss, ich bin sehr happy / Doch glücklich bin ich nicht», lautete die Quintessenz der entbehrensreichen Jahre im fremden Sprachgebiet, und doch hat sie auch dem Exil, das sie 1959 in Jerusalem fortsetzte, gültigen lyrischen Ausdruck gegeben. Sie war, obwohl sie das Geschehene nur schwer vergessen konnte, auch in Deutschland wieder zu Ansehen gelangt, als sie am 21. Januar 1975 auf der Durchreise in Zürich starb. Dass ihr Werk sie überlebte, ist Gisela Zoch-Westphal zu danken, die unermüdlich dafür eintritt. Auch wenn das eigentliche Geheimnis dieser Autorin letztlich nicht zu enträtseln ist, die gesagt hat: «Mein schönstes Gedicht? / Ich schrieb es nicht. / Aus tiefsten Tiefen stieg es. / Ich schwieg es.» (li)

Charlie Mariano ist ein Saxofonist, den man sofort an seinem beseelten Sound erkennt.

Der über 80-jährige Weltenbummler ist auf zwei neuen CDs zu hören.

TOM GSTEIGER

Das Licht der Welt erblickte Charlie Mariano 1923, also drei Jahre nach Charlie Parker und drei Jahre vor John Coltrane. Doch während Parker und Coltrane längst ins Jazzparadies abgereist sind, startet Mariano von seiner Wahlheimat Köln aus regelmässig zu Konzerttourneen. «Ich habe immer noch sehr viel Spass, die Musik hält mich auf Trab», hält der Saxofonist fest.

Mariano kann auf eine lange, äusserst fruchtbare Laufbahn zurückblicken. In deren Verlauf hat er nicht nur an wichtigen Kapiteln des amerikanischen und europäischen Jazz mitgeschrieben, sondern sich auch als Pionier der Weltmusik profiliert. Er ist der festen Überzeugung, dass der Jazz der ganzen Welt gehöre. Auf seinem Hauptinstrument, dem Altsaxofon, hat Mariano einen einzigartigen, enorm beseelten Sound entwickelt. Charles Mingus, auf dessen Album «The Black Saint and the Sinner Lady» von 1963 Mariano als Hauptsolist in Erscheinung tritt, sprach von «tears of sound». Mariano meint: «Dieser Sound ist die Summe meiner Lebenserfahrungen, ich habe ihn nicht bewusst entwickelt. Es freut mich, wenn man mein Spiel mit Begriffen wie Wärme und Liebe in Verbindung bringt.»

Den für seine cholischen Wutausbrüche gefürchteten Mingus hat Mariano als «sweetheart» in Erinnerung behalten: «Seine negative, unschöne Seite habe ich zum Glück nicht kennengelernt. Als Bandleader war er sehr anspruchsvoll, man hat ganz klar gespürt, dass er das Beste aus einem herausholen wollte. Für mich war die Zeit mit ihm sehr erfüllend.»

## Zurück zu den Wurzeln

Das erste grosse Vorbild Marianos war der Ellington-Artist Johnny Hodges: «Er konnte zwischen den Noten hin- und hergleiten wie sonst niemand. Ich weiss immer noch nicht, wie er das gemacht hat.» Spä-



«Diese Stücke haben für mich einen sentimentalwert»: Saxofonist Charlie Mariano. MEPHISTO

ter empfing Mariano prägende Impulse von Parker und Coltrane, aber auch die Rückbesinnung auf die eigenen Wurzeln wurde für den Spross einer italienischen Auswandererfamilie wichtig: «Ich wurde in Amerika geboren, ich wollte amerikanisch sein, alle meine musikalischen Idole waren schwarz. Dann realisierte ich, dass ich einen anderen Background habe. Meine Eltern hörten nicht Jazz, sondern Caruso.» In dieser Erkenntnis ist wohl einer der Gründe für Marianos undogmatische Offenheit zu suchen – eine Offenheit, die ihn für die gewinnbringende Zusammenarbeit mit Musikern aus unterschiedlichen Kulturen prädestinierte.

Ende der 60er-Jahre hörte Mariano bei einem Aufenthalt in Malaysia zum ersten Mal südindische Musik, später folgten Studienaufenthalte in Indien, wo ein besonders enger

und herzlicher Kontakt zum Karnataka College of Percussion entstand, der bis heute Bestand hat. Die Ende Ende 2005 in Bangalore eingespielte CD «Many Ways» (Double Moon) ist das jüngste Resultat von Marianos Kooperation mit Karnataka-Exponenten – durch die Mitwirkung des deutschen Keyboarders Mike Herting erhält die Aufnahme allerdings einen unnötigen Eso-Fusion-Touch. In diesem rhythmisch komplexen, aber harmonisch simplen Kontext kommen nicht alle Qualitäten Marianos gleich gut zur Geltung – manchmal bleibt sein Spiel in hübscher Ornamentalistik stecken.

## Von Bangalore nach Zürich

Ein Vierteljahr nach dem Ausflug nach Bangalore fand sich Mariano im Radiostudio Zürich wieder, wo er mit «Silver Blue» (Enja) ein berüh-

rendes Dokument seiner von Empathie und Empathie geprägten Zusammenarbeit mit dem französisch-schweizerischen Piano-Trio Cholet-Känzig-Papaux schuf. Neben herzerreissenden Versionen von Balladen aus dem «Great American Songbook» und Luiz Bonfás «Black Orpheus» spielt Mariano auch eigene Kompositionen, die ebenfalls in einem balladenschematischen Gestus gehalten sind: «Ich komponiere nicht oft, ich kann mich nicht dazu zwingen, die Einfälle müssen von selbst kommen.»

Zu seinem Verhältnis zu Jazz-Standards sagt Mariano: «Obwohl ich diese Stücke in letzter Zeit nicht mehr so häufig spiele, sind sie ein Teil von mir, sie haben auch einen gewissen sentimentalwert für mich. Ich komme aus dieser Tradition, ich begreife mich nach wie vor in erster Linie als Jazzmusiker.»

Welser-Moest  
verlässt Zürich

**OPER** Die Wiener Staatsoper erhält ab 2010 eine Doppelspitze: Der österreichische Dirigent Franz Welser-Moest und der Direktor des Pariser Theatre des Champs-Élysées, Dominique Meyer, werden für fünf Jahre die Nachfolge von Ioan Holender antreten. Welser-Moest, derzeit noch Generalmusikdirektor am Zürcher Opernhaus und Chefdirigent des Cleveland Orchestra, übernimmt in Wien das Amt eines Generalmusikdirektors. Der Theatermanager Meyer, der unter anderem 1994 bis 1999 die Lausanner Oper leitete, wird Staatsoperndirektor.

Seine Position als Generalmusikdirektor am Zürcher Opernhaus werde er «früh genug vor 2010» aufgeben, Cleveland wolle er «behalten», betonte Welser-Moest nach seiner Berufung. Er galt als einer der Favoriten für die Nachfolge Holenders. Der Zürcher Opernhaus-Direktor Alexander Pereira, der ebenfalls als Kandidat für die Staatsoper-Intendantenwahl gehandelt worden war, hatte dagegen stets betont, er wolle in Zürich bleiben. Nun muss das Zürcher Opernhaus einen neuen Generalmusikdirektor suchen. Zum Vorgehen wollte man gestern nicht Stellung nehmen. (sda)

## KULTURNOTIZEN

Robert Wilson inszeniert  
mit Stefan Kurt

**BERLIN** Der amerikanische Regisseur Robert Wilson inszeniert Bertolt Brechts «Dreigroschenoper» am Berliner Ensemble. Sein Macky Messer wird der Berner Schauspieler Stefan Kurt sein, Angela Winkler tritt als Spelunken-Jenny auf. Premiere ist am 27. September. (sda)

## Streit um Fassbinder

**HAMBURG** 25 Jahre nach dem Tod des Regisseurs Rainer Werner Fassbinder erheben die Schauspieler Ingrid Caven und der Kameramann Michael Ballhaus schwere Vorwürfe gegen die Verwalter von Fassbinders Erbe. Caven wirft der Rainer Werner Fassbinder Foundation vor, sie verbreite «Halbwahrheiten und Unwahrheiten» über die Biografie des Regisseurs. So habe die Chefin der Stiftung, Juliane Lorenz, eine Hochzeit mit Fassbinder erfunden, um an den Nachlass zu gelangen. Caven warf Lorenz zudem vor, sie betreibe einen «einfältigen Geniekult». (ap)

## Fremd in den USA

Mira Nair legt mit der Literaturverfilmung «The Namesake» ein berührendes Familienepos vor

Die indische Regisseurin Mira Nair erzählt in «The Namesake» vom Schicksal einer indischen Auswandererfamilie im Land der unbegrenzten Möglichkeiten.

SARAH STÄHLI

Die in New York lebende indische Regisseurin Mira Nair ist mit 19 Jahren und einem Harvard-Stipendium in der Tasche in die USA ausgewandert. Die Autorin Jhumpa Lahiri wuchs in den USA als Tochter indischer Eltern auf. In ihrem Roman «The Namesake» erzählt sie von der indischen Familie Ganguli, die in den USA ihr Glück versucht; Nair hat nun den mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichneten Roman verfilmt. Auch in früheren Arbeiten der Regisseurin durchdringen sich ihre indische Herkunft und westliche Heimat: So in der Literaturadaptation «Vanity Fair», oder in «Monsoon Wedding», einem auf westliche Vorstellungen zugeschnittenen Bollywood-Film.

In «The Namesake» stellt Nair nun zwei Welten einander gegen-

über: Das Kalkutta der späten Siebzigerjahre ist ein farbenfrohes Chaos voller Leben und Gesang, New York ein einziger nassgrauer und einsamer Wintertag. Ashokes und Ashimas Ehe wird auf traditionelle Weise von ihren Eltern arrangiert. Ashokes Arbeit zwingt das junge Paar, nach Amerika auszuwandern. Vor allem Ashima fühlt sich lange fremd in der neuen Heimat und hat Mühe, sich zu integrieren. Der Freundeskreis beschränkt sich auf andere indische Auswanderer, Begegnungen mit Amerikanern kommen nur am Rande vor.

## Lebenslange Identitätssuche

Die Identitätssuche zieht sich über zwei Generationen hinweg. Während die Mutter versucht, sich mit den USA anzufreunden, verspüren die Kinder Gogol und Sonia ihrerseits kaum eine Verbindung mehr zu Indien. Die gemeinsamen Ferien der Familie Ganguli bei Verwandten in Indien empfinden die Teenager als Belastung. Einmal bemerkt die Mutter, wenn sie ihre Kinder reden höre, habe sie das Gefühl, Fremde geboren zu haben. Aber auch die Eltern sind Fremde im ei-



Arrangierte Ehe: Ashima und Ashoke in New York. zvg

genen Land geworden, wenn sie wie alle anderen Touristen den Taj Mahal abknipsen.

Gogol, benannt nach Nikolai Gogol, dem Lieblingsautor seines Vaters, schwankt bis zuletzt zwischen der Faszination für seine Herkunft und der Vertrautheit mit Amerika, dem Land, in dem er aufgewachsen ist. Die Ablösung von seinen traditionell denkenden Eltern bedeutet gleichzeitig auch die Ablösung von

seinen indischen Wurzeln. Als Ashima am Ende wieder nach Indien zurückkehrt, meint sie, sie werde Amerika vermissen, weil dies das Land sei, in dem sie ihren Mann kennen und lieben gelernt habe. «Willst du, dass ich, ich liebe dich», sagt sie ihren Mann einmal. Aus der arrangierten Ehe ist nach und nach Liebe geworden.

## Erfrischend humorvoll

Nairs üppig inszeniertes Familienepos wirkt trotz der Zeitspanne, die es abdeckt, glaubwürdig und lässt den Figuren genügend Zeit, sich zu entwickeln. Sensibel und oft erfrischend humorvoll erzählt «The Namesake» vom Fremdsein in der neuen und alten Heimat und vom Zurückbesinnen auf die eigenen Wurzeln. Berührend stellen die Schauspieler Kal Penn – auch er ein Amerikaner indischer Herkunft – und Tabu die erst trotzige, ablehnende und allmählich liebevolle Beziehung zwischen Mutter und Sohn dar, die das eigentliche Thema des Filmes ist.

[1] DER FILM läuft in Bern im Club.

triple gallery KLASSIK PUR

Römische Bronzestatue der Aphrodite, 130–160 n. Chr.

40 Jahre Sammlung Feuz / 10 Jahre triple gallery  
Geburtsstagsausstellung «unsere besten»

23. Mai bis 30. Juni 2007  
Mi–Sa, je 15.00–18.30 Uhr  
oder auf telefonische Voranmeldung

In der triple gallery findet man traditionell exquisite Antiken neben hervorragenden Meisterzeichnungen von der Renaissance bis zur klassischen Moderne. Zum Doppeljubiläum zeigen wir Spitzenwerke, Raritäten und Neuentdeckungen von musealer Qualität aus 40 Jahren Sammlertätigkeit.

triple gallery, Peter und Ulrike Feuz  
Römerstr. 26, 3047 Bremgarten-Bern  
Tel.: 031 301 91 32, Fax: 031 301 91 38  
info@triplegallery.ch/www.triplegallery.ch

In 15 Minuten ab Bern Hauptbahnhof mit  
Bus Nr. 21 bis Kunoweg, von dort Wegweiser.  
Parkplätze vor der Galerie.

Katalog auf Anfrage.

4804119